

(Nachdruck verboten.)

## Der Kasfl vom Hollerbräu.

84] Roman von H. von Seydlitz.

Kasfl war halb gefangen.  
„Und nun schlagen Sie ein, — kommen Sie zu uns. Werden Sie dem alten Hollerbräu wieder treu wie ehemals!“  
Kasfl lächelte unschlüssig; dabei dachte er des alten Ebelein, dessen letzter Wunsch seine Rückkehr zum Hollerbräu gewesen war.

Und er fragte zögernd nach den Bedingungen. Es war eine Bräumeisterstelle, aber nicht gerade allzu reich bezahlt; dazu verlangte man, er solle sich auf eine Reihe von Jahren — bei steigendem Gehalt — fest engagieren. Ueber diesen Punkt zeigte er Bedenken und versprach, morgen wiederzukommen; der Verwalter ließ ihn ungern fort, aber er verabredete mit ihm, den Abend gemeinsam zu verbringen, denn Herr Kofberger war ein energischer Geschäftsmann und wußte, daß er den vorzüglichen Bräumeister festhalten müsse, nötigenfalls mit einigen Zugaben im Vertrag. Hierzu hatte er vom Direktor des Hollerbräu volle Ermächtigung.

Und richtig, ehe der Abend herum war, hatte er Kasfls Zögern besiegt und ihn fest gewonnen, trotz einiger kleinen Zugeständnisse.

In den nächsten acht Tagen erhielt Hegebart nicht weniger als fünf andre Anerbieten, auch von auswärtig; darunter eins von einer Berliner Brauerei, die lauter bayrisches Personal anstellte; der Gehalt war da gerade doppelt so hoch! — Aber Kasfl überwand die Reue und zog in den Hollerbräu ein, wo sein Vorgänger mit Ungeduld wartete, ihm alles zu übergeben.

S kaum war er notdürftig eingeführt und hatte sich in den vielen Neuerungen seufzend zurechtgefunden, da erhielt er einen Brief von Ringelmann, den dieser vor Antritt seiner Strafe an ihn, als eine Art Abschied und Vermächtnis, richtete. —

„Mein lieber Nefse!

Es drängt mich, Dir ein Lebewohl zu schreiben, ehe ich fortgebracht werde. Du warst von jeher mein Augapfel, auf den ich in Liebe achtete, und dessen Glück ich vor allem im Auge hatte. Es ist nun alles anders gekommen und es hat nicht sollen sein! Daß ich zugleich auch schuld sein soll an Deinem Unglück, das ist mir das schwerste zum ertragen. Wäre das Unglück nicht gekommen, so hättest Du mich ganz anders dastehen sehen. Ich und Du, wir leiden nur, weil das Unglück in einem Augenblicke kam, wo ich notwendig für das Geschäft Geld brauchte — für nichts andres! — und deswegen Dein Geld verwandte, ohne Dir's sagen zu können, denn Du warst ja in letzter Zeit mir so feindselig. Undank hätte ich aber von Dir am wenigsten erwartet . . .“

Bis hierher las Hegebart mit steigendem Zorn und Unwillen. Aber jetzt hatte er genug und ballte das Papier zusammen. Undank! Ja freilich, er schuldete dem Ohm Dank, aber er hatte es ja erst neulich gegen den Verwalter Kofberger geäußert, wie er sich dessen bewußt sei.

Er knüllte noch über den Papierballen; der Brief war vier Seiten lang, kaum eine davon hatte er gelesen. Zufällig, als er überlegte, ob er den tränkenden Wisch ins Feuer oder anderswohin werfen solle, wo niemand ihn finden oder lesen konnte, fiel sein Auge auf die Worte: „eine Heirat mit Fräulein Bibi . . .“

„Was?“

Und er faltete das Papier erstaunt wieder auseinander.

„All dem könntest Du immerhin noch die Spitze bieten durch eine Heirat mit Fräulein Bibi“; so las er. Und weiter:

„Denn das war ja von Anfang an mein Lieblingsgedanke gewesen: Du als Erbe von Ebelein. Und auch jetzt noch wäre es zu machen. Du weißt doch, daß Frau Ebelein fast die Hälfte der Aktien des Hollerbräu hat. Bei Deinem Fleiß — und, wenn ich Dir noch ferner beistehen könnte, dürfte es ja nicht fehlen, daß Du auch die andre Hälfte bald herein hättest. Dann die Heirat — und Du wärst der glücklichste Mensch der Erde. Aber freilich — jetzt, wo ich Dir fehle . . .“

Hegebart hatte die Sätze flüchtig gelesen, jetzt glättete er das Papier vollends, setzte sich auf das Eisengeländer neben dem Seihottisch, an dem er gerade gestanden, und begann im heißen Dunst des Sudhauses den Brief neugierdehalber ganz von Anfang zu lesen. —

Er las durch und nochmals durch, bis zum Ende. —  
„So und nicht anders scheidet auf lange von Dir, deinem geliebten Schwestersohn

Dein unglücklicher Ohm  
Sebald R.“

Dann starrte er lange aufs Papier, faltete den Brief zusammen, steckte ihn ein und schüttelte den Kopf. —

Eine Heirat mit Bibi Ebelein! — Freilich, da stecken die blauen Bantzscheine, die vollen Kassetten, da steckt freilich das viele Geld, was er benötigte, um einmal selbst Großbräuer zu sein. Da war, was er sich von je ersehnt. Da war's ja, spielend leicht zu erreichen!

Technische Kenntniss — na, die haben wir.

Kaufmännische — na, — die läßt sich lernen.

Geld — —; na, da wäre die Heirat.

— Ja aber Herrgottsgn, — da thut der Ohm, als sei das alles so ein Kinderpiel: Heirat!

Ob sie denn will?

Und — zuoberst: ob ich denn will?

Um Geld sich verkaufen! — So viel wußte Kasfl bereits von der Welt: das kommt vor. Und so hoch hielt er sein einziges Ziel, daß ihm jede geschäftliche ehrliche — oder erlaubte — Transaktion zu diesem Zweck gestattet und recht schien. Aber ganz im Grunde schlummerte die Frage: kann ich denn mit ehrlichem Gewissen ein Weib heiraten, wenn ich sie nicht — liebe —? So liebe, wie ich einst — eine geliebte habe?

O mei! und sie, die französisch spricht! daß man gewärtigen muß, sie redet einen in dem verfluchten Idiom an, wenn man unter vier Augen mit ihr ist.

Nein! — doch lieber nicht! — Viel Geld, wie er es brauchte — das war freilich da; den Weg zum endlichen Ziel, zum Großbräuer, konnte er da so im Sprunge machen. Aber zuletzt: wenn der Ohm darin recht hatte, daß er, Kasfl, leicht die andre Hälfte des Hollerbräu sich zu eigen machen konnte — das konnte ja auch ohne Heirat geschehen. Und die Hälfte, die jetzt den Ebeleins gehörte, blieb denen ja ohne oder mit Heirat jedenfalls. Worin läge also der Vorteil einer Heirat mit Bibi? Und nicht nur, daß ihm die gezielte parlierende „höhere Tochter“, als die sie ihm in Erinnerung stand, so zuwider war, — es klang über all das hin wieder jener dumpfe mahnende Ton, den er schon öfters vernommen, wenn er ja einmal den Gedanken ans Heiraten erwogen hatte. Er überredete sich, es sei nicht Agathe, die ihm noch im Sinne lag. Aber Scham und Scheu vor der Verbindung mit einer andern — war's doch, das empfand er.

Schuld an dem be fremdlichen Gefühl war jedenfalls die treulose Liebe Agathes. Denn bei Kasfl, dem alte großen Ereignisse seines ehrbar-nüchternen Lebens mächtige Eindrücke zurückließen, hatte der Treubruch eine vollständige Enthaltensamkeit in Herzenssachen gezeitigt. Der ehemalige stille Wöndch aus dem Malzkloster war noch heute der unentweichte Jungmann.

Nach und nach haute er sich folgende Philosophie zurecht:

„Der Leichtsinns des ersten Ankunftstags hat mich Arbeit und Ordnung gelehrt. Der Treubruch der Geliebten — den Wert der Weiber; — der Verrat Ringelmanns soll mich lehren, meine Sachen selbst zu verwalten. Und dabei bleibt's!“

Und Kasfl ging hinter's Sudhaus, das Papierknäuel noch fester ballend, und trat zur Feuerung, schlug die Klappe auf und warf den Ballen hinein; ganz wie einst die Photographie Agathes draußen an der Darrfeuerung in wilden Flammen verglomm, so zertraß hier die Glut alles, was Kasfl noch an den zu vergeßenden Ohm band. Mit dem war's aus!

Kasfl stand noch eine Weile an der wieder geschlossenen Klappe und hörte dem dumpfen Rollen der Flammen zu. Weit hinten im Raum, wo die Dampfkessel standen, schippte ein Dusch die Kohlen auf; unter den Steinsieseln des Bodens, da wo Eisenplatten Zugang zu Dampfrohren boten,

drangen Fischlaute hervor und feine kleine Wölkchen entschlüpfen den Verschlüssen. Sonst war alles still und öde.

Diese Stille und Oede war es, die ihn auch im Grunde oft besiel wie ein Alp.

Gerade jetzt fiel ihm ein, wie die erste Zeit hindurch diese Stille ihn befreundet hatte. Er hatte sich früher, wenn er Brauereien sah, diese großen Häuser voll emsig schaffender Kräfte gedacht, wie eine Fabrik; hundert Hände, dachte er, regten sich da im engen Gedränge, zwischen den Geräten und Maschinen.

Wie war das aber anders gewesen, um er's von innen kannte! Die ungeheuren Lasten, Materialien, Vorräte, — die Maschinen, Bottiche, Pfannen und Lagerfässer, — alles war bedient und besorgt von wenigen, eifrig aber einzeln und wortkarg ihres Amtes waltenden Leuten. Er wußte jetzt, daß nicht mehr Hände nötig waren; er sah auch, daß Maschinenarbeit immer noch mehr Hände überflüssig machte. — Aber er erinnerte sich noch recht gut seines ersten Eindrucks: „Wie machens die paar Leut' nur, mit all der Arbeit fertig zu werden?“

Und die beklemmende Oede und Stille hatte es ja im Laufe der Jahre auch ihm genugsam angethan. In der ersten Zeit hatte es ihm freilich oft einen Riß gegeben: hinaus einmal, in den Lärm, ins Gewimmel des Stadtlebens, — austoben! — Aber solche Anwandlungen waren später verstummt, und den Riß hatte die Fiar draußen am Zaun hinter der Mälzerei ihm ausgewaschen. Jetzt war er im Denken und Fühlen der nüchternen, ruhigen Mann, wie der Brauer sein soll; phlegmatisch nennens die Leute; und wer's ist, dem wird die Wange gelb und der Leib gewinnt an Umfang mit den Jahren, trotz Arbeit und gelegentlicher Sorgen.

Mit einem resignierten Seufzer unterbrach er endlich sein Sinnen und ging an die Arbeit. Und diese war jetzt nicht leicht. Es lag eine Quantität Hopfen vorrätig, die auf drei Jahre gereicht hätte; Kasfl war aber mit der Qualität unzufrieden und wünschte neue Zufuhr; sofort war das bewilligt — trotz der hohen diesjährigen Preise, für die man vor zwei Jahren das Doppelte hatte haben können. Der Obermälzer geriet in Unnade; sofort ward in der Stille nach einem andren geforscht. Sogar kleine Umbauten wurden auf Hegebarts Vorschlag fürs Frühjahr vorgesehen. Kurz, Kasfl dominierte. Er wandelte durch die Hallen wie der lebendig gewordene Begriff des „Prestige“. Wo er zugriff, gedieh alles, und das Untaugliche gohr aus, wie Unreinigkeiten in der gärenden Würze. Der Hollerbräu hob sich im Ansehen, und die Aktien stiegen.

Der fleißige Bräumeister aber, wenn er tagsüber scharf in die Winkel spähet und alle Arbeit genau kontrolliert, sehte sich abends nicht zum Taroc oder zum langausgedehnten Trunk, sondern er zog seine Schreiberei hervor und begann an dem schweren Stück Wissenschaft zu lernen, was er für nötig erkannte. Er lernte Buchführung und erwarb mühsam die lang vernachlässigten kaufmännischen Kenntnisse.

Kosberger war ihm gern dazu behülflich, und mit diesem schloß Hegebart nach und nach eine Art angenehmer Freundschaft.

So ging der Winter herum, wie schon so mancher von ihm zwischen Bottich und Pfanne vergangen war. Durch Kosberger und ein oder zwei Bekannte von früher kam Kasfl einigemal in die Lage, gefellige Vergnügungen mitzumachen; besondere Freude hatte er aber nicht daran. Noch mehr widerte ihn jedoch der Lärm großer Bierfeste an, wie des Hofbräu-Bocks, der in den neuerbauten Centralfälen orgiastisch vor sich ging. Kasfl begriff nicht, wie er früher an so etwas Gefallen gefunden hatte. Als er gar die gebrüllten Gassenhauer wieder vernahm, das Gejohle und Gläserstampfen, wurde es ihm eng und unheimlich, und er schlich von dannen.

Das Frühjahr brachte den Ankauf des Gasteigkellers, und damit wieder neue Arbeit. Für den Sommer war, wie ehedem unter dem Regiment des verschwindenden Ludwigsbräu, eine ununterbrochene Reihe von Konzerten und Kellereifesten vorgesehen und wurde programmgemäß durchgeführt. Dazu kam, bei der steigenden Beliebtheit des guten Stoffs, der Entschluß verschiedener Festkomitees, ihre Veranstaltungen im Gasteigkeller abzuhalten. Aerzte, Naturforscher und andre große Körperschaften hielten unter Völler, Rusit, Zahnenwehen und bengalischen Flammen ihre biergetauften Verbrüderungsfeste draußen ab; politische Parteien veranstalteten Feierlichkeiten und Tausende von Litern wurden geleert. München rechnete den Gasteigkeller zu seinen Hauptbrennpunkten und ertzog

zufrieden den heurigen bessern Stoff. Zuletzt, gegen den Herbst, legte die Kunstakademie auf den Keller Beschlag: es galt das Jubiläum eines gefeierten Meisters der Malerei. Kasfl, der von früher her noch eine kleine Neigung für Kunst und Künstler in sich herumtrug, traf hier zum erstenmal mit dem schaffensfrohen Wölkchen der Künstler zusammen. Er staunte gewaltig ob der ungeheuren Zurüstungen, der in Windeseile zusammengepappten Niesenstatuen, der Guirlanden enormer Papierblumen, der farbenstrahlenden Draperien, die kühn um Bäume, Latten, Schnüre und Gaslaternen geschlungen, Zelte und Thronhimmel im bunten herbstlichen Laube hervorzauberten.

Unter den wimmelnden, herbeischleppenden, nagelnden, pinselnden, rufenden, lachenden und trinkenden jungen Leuten ging ihm das Herz auf. Lächelnd murmelte er: „Die verstein's. Herrgott, is das a Leben. Dees müssen glückliche Menschen sein, die Maler!“ Er, der Unermüdlige, hatte Freude am uner müdlichen Schaffen dieser fremden, heiteren, lauten Welt. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Die Darwinisten arbeiten viel mit dem Begriff der Schutzanpassung. Es giebt Tiere, die sich in ihrer Art genau ihrer lokalen Umgebung anpassen, die sich scheinbar aus der Zoologie in die Botanik begeben, um ins Reich der Pflanzen eingeschmuggelt den Gesetzen zu entweichen, die der Tierwelt drohen. So hören wir von Schmetterlingen, die genau wie ein Blatt aussehen, von Scitieren, die einem Säcklinggewächs gleich geformt sind, von Faultieren, die an den Bäumen des Urwalds hängen wie die struppigen Partflechten.

Auch im politischen Leben wird von der Schutzanpassung reichlich Gebrauch gemacht. Und zwar sind es gerade die Kautziere der Gesellschaft, die zu solcher List ihre Zuflucht nehmen, es sind zudem wunderbarerweise unsre Frommen, die durchaus nicht vom Affen abstammen wollen und die doch von den Darwinistischen Kniffen Nutzen zu ziehen suchen.

Die vergangene Woche gewährte den Darwinistischen Erforschern des politischen Lebens, die höflich von Schutzanpassung reden, während der vollstimmlichere Begriff Humbug auch den Sachverhalt genügend kennzeichnen würde, eine gehäufte Gelegenheit zu ergiebigen Beobachtungen. Die Veranstellung des Hundes der Landwirte zeigte die politische Schutzanpassung als Massenerscheinung. Die preussische Herrentaste, deren Macht historisch aus der erbarmungslosen Vertretung der Bauern erwachsen ist, die Junker, denen der Wille zur Gewalt und die verachtete Mißhandlung aller Menschenrechte die feineren Triebe überwuchert, erschienen — wie schon seit Jahren bei feierlichen Gelegenheiten — in dem schlichten Gewande des Bauern. Da gab es keine Grafen und Freiherren mehr, keine Rittergutsbesitzer und Majorats Herren, alle waren sie nur brüderliche Bauern — gleich den maßgebenden Frommen, denen das Christentum auch immer nur eine Schutzanpassung zur Täuschung über die antichristlichen Instinkte war und ist. Und diese Schein-Bauern sprachen auch nur in Versgriffen, die sich zur Wehr verummunt hatten. Sie verlangten nicht etwa, daß ihr Schuttbuch vernichtet werde, daß ihre historischen Verdienste um das Gemeinwohl durch eine erhöhte, aus der Arbeit des Volks erprehte Staatsrente belohnt würden, nein, sie sprachen fromm und waterländisch von dem Schutze der nationalen Arbeit. Sie proklamierten nicht den Grundsatz, daß der König dazu da sei, ihrem Willen Werkzeug zu sein — vielmehr erschiene sie in der Schutzanpassung des tiefsten monarchischen Gefühls. Sie erklärten nicht, daß es des Lebens höchster und edelster Sinn sei, irdischen Genüssen die materiellen Mittel ihrer Ermöglichung zu schaffen, und sei es durch Gewalt, bewahre! Diese Bauern wollen nichts, als in erhabenem Idealismus schwelgen, sie heißen und seiffen im Namen Gottes, es ist ihnen ordentlich peinlich, daß bei solchen lauterer und idealistischen Bemühungen zufällig auch klingender Lohn an ihren heiligen Händen kleben bleibt; was sie wirklich erstreben, ist ja nur die uneigennütige Förderung des Vaterlands und des Volks. So reden sie auch nicht von Latifundien, die sie ausbeuten, sondern sinnig, gemütvoll und bescheiden von der Scholle, die sie mit keuscher Leidenschaft und opferwilliger Hingebung lieben.

Aber selbst in der bäuerlichen Schutzanpassung fählt sich die stolze Sippe nicht mehr sicher genug. Und so sprach denn dieser Tage im preussischen Abgeordnetenhaus der Doktor Heydebrandt von der Lafa das gewaltige Wort aus: Die Agrarier sind doch auch schließlich Arbeiter.

Man stelle sich vor: Diese übermühtigen Sproßlinge unalter Herrengeschlechter, deren größter Stoff es ist, noch vor den Hohenzollern in Ostelbien geherrscht zu haben, diese auserwählten Menschen einer nach des Himmels ewigem Rathschluß bevorrechteten Rasse, die sogar den Anspruch auf eine andre, vornehmere Färbung des Bluts erheben, diese geborenen Helden und Halbgotter, deren Phantastie sich an granigen Wappentieren genährt hat — sie stellen sich auf einmal als Arbeiter vor, als Anhänger jener verachteten Menschenklasse, die nur den natürlichen Beruf hat, in Mühfal und Not sich für die Herren zu Tode zu quälen, die rückständiglos bekämpft

werden, wenn ihnen der Gedanke ihres gleichberechtigten Menschentums erleuchtend in das dumpfe Dasein dringt, und die mit Dohn und Dieb zurückgewiesen werden, wenn sie begehren, an der üppigen Tafel des Lebens teilzunehmen. Da kommen plötzlich die Herren und begehren kein andres Adelsprivileg als die Anerkennung, daß auch sie zu den Parias gehören.

Es liegt nicht nur eine unerschöpfliche Verlogenheit, nicht nur unvürdige List in der proletarischen Schuttpanpassung des Junkertums, sondern auch die Feigheit eines Schwächegefühls, das in der kleinen Zahl der Herrschenden und in der Masse der Unterdrückten begründet ist. Die Herren haben erkannt, daß ihre Herrschaft auf einer Fiktion beruht, daß sie im natürlichen Weltkampf gar nichts sind, und so müssen sie in dem demokratischen Zeitalter des allgemeinen gleichen Wahlrechts ihren Dünkel und ihren Uebermut hinter die bauerlich-proletarische Schuttpanpassung flüchten. Sie wollen den Weiterbestand ihres Herrtums erschleichen, indem sie unter der Masse zu verschwinden suchen. Es ist die moralische Kapitulation vor den Siegen der Zukunft, wenn das Junkertum ebenso nnehrlich wie feig in das blaue Ueberhemd des Bauern oder gar in die Bluse des Arbeiters schlüpft. Sie wagen nicht mehr, sich selbst zu bekennen; sie verlegen den Namen und Geschlecht und heißen sich nach denen, die sie vernichten, mißhandeln, hassen und fürchten.

Aber die, an deren Aeußeres sich die Herren schützend anzu-passen suchen, legen so gar keinen Wert auf die neuen Gäste, die plötzlich das Bedürfnis verspüren, in die Gesellschaft der Arbeiter aufgenommen zu werden. Sie weisen die Nachgemachten höhrend zurück, sie selbst bedürfen keiner Schuttpanpassung, sie genießen das sprossende Glück derer, die wissen, daß ihnen die Ferne gehört, sie dürfen sich selber geben, sie brauchen keine täuschenden Namen und gefälschten Begriffe: sie sind Arbeiter.

Das war ein andres Bild, wie das im Circus Busch, als die Arbeiter Berlins, Männer und Frauen, in die Versammlungen strömten, um Protest zu erheben gegen die Raubmasterade jener agrarischen „Bauern und Arbeiter“. Das war kein ausgeüßelt inszeniertes Schauspiel, keine Nummernschau-parade, das war die Wirklichkeit, die Wahrheit und das Leben. In den weiten Sälen drängen sich Kopf an Kopf die Arbeiter. Die Lische und die Stühle mühten sich Kraft und die Geduld, zu stehen. Von dem Podium herab redet ihr Führer. Es ist ein dünner Stoff, den er zu bewältigen hat. Er reißt Zahlen, Thatfachen, kritische Erläuterungen aneinander, nüktern entwickelt er Ursachen und Wirkungen, skizziert die Ziele und Mittel der Parteien, die politischen Wünsche und Strebungen, und wieder Zahlen, Vergleiche, Statistisches. Kann gebraucht er hier und da eine lebhaftere Wendung. Das, was er vorträgt, wirkt ja durch sich selber. Es klingt alles so selbstverständlich, es hat die einfache harte Beweisraft der Mathematik — nur die verzerrende Lüge vermöchte an diesen zwingenden Folgerungen zu rütteln. Diese Wahrheiten schütten sich selbst, da bedarf es keines idealistischen Geschwäges, durch das die rohesten Freibeuter des materiellsten Egoismus über ihr Wesen zu täuschen suchen, da brauchen nicht fremde Interessenten heuchlerisch vorgekehoben zu werden, schwelgt man nicht in monarchisch-vaterländischen Spekulationen — es genügt die Feststellung: das sind wir, das wollen wir, das ist die Wahrheit, und das ist unser Recht!

Die Menge im Saale hört still und sorgsam zu. Sie will nicht nur ihre politische Macht demonstrieren, sie will auch lernen, begreifen, ihr Wissen mehren und ihre Ueberzeugungen reifen. Die Volksversammlung ist für sie Schule und Universität. Darum sind sie so schweigsam, scheinbar ganz ohne Erregung, als ob die Anwesenheit sie nur theoretisch interessierte, die doch ihre Existenz im Innersten trifft. Nur selten verraten leidenschaftliche oder auch höhrende Zwischenrufe die verhaltene Gärung, aber in der brausenden Zustimmung am Schlusse bricht sich der Horn, den die vernünftige Erkenntnis karte und schärfte, gewaltig Bahn. Die Arbeiterschaft hat den Kampf aufgenommen wider die Freoler, die doch auch schließlich Arbeiter sind.

Die demagogische Demütigung hilft den Junkern nichts mehr. Die Einschleicher sind erkannt, die Schuttpanpassung war allzu stümperhaft. Die Auch-Arbeiter werden von den Arbeitern an's Licht gezerrt, und wenn dereinst gleichermäßen die Bauern es sich verbitten werden, daß ihre Unterdrücker ihren ehrlichen Namen mißbrauchen, dann hat die Verstärkung ihre Kraft verloren und der Schädling ist aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben. —

Joc.

### Kleines Feuilleton.

bl. Am Stammtisch. Es war eigentlich leichtsinnig, sie wußte es ganz gut. Sie konnte aber doch nicht widerstehen, sie war zu müde und durstig. Leise zupfte sie ihren Mann am Ärmel: „Du.“ „Na?“ Er sah sie fragend an. „Ich möchte.“ „Aum da sie sprechen wollte, sank ihr der Mut von neuem. Sie brach ab, aber ihre Augen hingen begehrlieh an dem Wirtshauschild, das drüben von der Ede herüberwinkte. Er verstand den Blick und lächelte unter seinem braunen Vollbart: „Woll'n wir noch bei Müllern 'ne kleine Weiße trinken?“ Sie errödete über das ganze Gesicht; ihre Augen leuchteten: „Ja... ach ja... aber...“ „Ueber die zwei Froschengen kommen wir auch noch weg, und verdient haben wir se reichlich.“

„O ja, und wenn De meinst...“ Sie zögerte wieder. „Ich, ich hab' auch noch 'n ganzen Haufen altes Papier zu Haus, das trag' ich nachher zu 'n Lumpenfrigen — denn haben wir ja 's Geld wieder raus.“

„Na ja, also — denn man los, Mutter!“ Er gab ihr einen freundschaftlichen Schubs. Mit raschen Schritten eilten sie über den Domn nach dem Lokal. Es war leer darin, nur an dem großen, runden Stammtisch saßen ein paar Arbeiter. Der eine las die Zeitung, die beiden andern unterhielten sich. Die neuen Gäste setzten sich zu ihnen. Der Wirt, der hinter der Schenke hantierte, winkte ihnen zu: „Na, Herr Neubert, spazieren gewesen?“

„Wohnungsuchen war'n wir,“ sagte die Frau an ihres Mannes Statt.

„Auch 'n Vergnügen!“ Der Wirt zog die Brauen hoch, er hatte die beiden Weißen inzwischen eingesehen, nun setzte er sie vor den Gästen nieder und zog sich auch einen Stuhl heran. „Haben Sie denn was gefunden?“

„Ne!“ Der Mann war zuerst mit dem Trinken fertig, er setzte die Weiße nieder und wischte sich den Schaum aus den Bart: „Geht überhaupt was zu finden...“

„Die ganze Ackerstraße sind wir abgelaufen,“ sagte die Frau, und denn die Verrauer, und bis raus nach die Kastanien-Allee, da überall rum, es is ja aber nichts zu haben.“

„Große Wohnungen sind genug da,“ fügte der Mann hinzu „aber kleine gar nich.“

„Ne, kleine bauen se überhaupt nich mehr.“

Der Arbeiter, der in der Zeitung gelesen, legte das Blatt beiseite und rühte zu den andern. Auch die übrigen wurden aufmerksam.

„Die kleinen Leute sind ihnen ja nich fein genug.“

„Ne, se wollen bloß ganz große haben.“

„Warum se nich überhaupt bloß an Prinzen vermieten?“

„Das wär 'n Geschäft!“ lachte der Wirt.

„Und dabei sind die Wohnungen so teuer“ — die Frau machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Können Se denken, Herr Müller, Stube und Küche in de Schwedterstraße hundert Thaler!“

„Und auf'm Hof drei Treppen!“ Ihr Mann sah von einem zum andern, als erwarte er einen Aufruf der Entrüstung.

„Ich gebe noch mehr,“ sagte der Mann, der in der Zeitung gelesen hatte, „hundertundzweihne, 's Monat siebenundzwanzig Mark fuzzige Pseunig.“

„Für Stube und Küche?“

„Ne, zwei Stuben, aber de eene is man bloß 'n Loch ohne Ofen, und 'n Fenster hat se auch man knapp, na zum Schlafen braucht man ja nicht nich zu sehen, und de andre ha'm wir vermietet.“

„Wenn wir man auch so eine kriegten, wo wir noch einen hinnehmen könnten,“ sagte die Frau: „s hilft doch immer an die Miete. Die in de Kastanien-Allee, die ginge dazu, weißte?“ Sie sah zu ihrem Manne hinüber.

„Die mit die große zweifenstrige Stube? Die sollte ja dreißig kosten 's Monat!“

„Ja, aber wir könnten einen hinnehmen, sieh mal, wir könnten 'n Vorhang hängen durch die Stube und in einem Teil schläft Du mit die beiden Jungens und in den andern nehmen wir zwei Schlafburschen, und ich schlaf mit die zwei Kleinen in die Küche.“

„Denn können wir ja man lieber die nehmen in der Danzigerstraße, die Parterre, die kost' ja nur zweiundzwanzig Mark, da können wir's auch so machen.“

„Das is doch aber man 'ne alte Werkstätte. Da ist ja der Boden mit Ziegelsteine belegt — können Se denken mit Ziegelsteine“ — sie sah zu dem Wirt hinüber — „und des zeigen se einem als 'ne Wohnung.“

„Und 'n Fenster gegenüber 'ne Schlächtereier und der Pferdestall“ fügte der Mann hinzu.

Die andern Arbeiter murrlen: „Ja, se denken, unsereinem können Se 's bieten.“

„Wir sollten doch die in der Kastanien-Allee mieten“ — sagte die Frau. „Wir könnten ja auch drei zum Schlafen hinnehmen, denn kommt nich mehr zu.“

„Da nehmen Sie uns doch aber nicht.“ Der Mann pff durch die Zähne, „wir haben ja doch vier Kinder.“

„Kinder haben Se auch noch?“ lachte der Wirt, „na denn zieh Se man zu Mutter Grün, dann kriegen Sie in Berlin überhaupt nichts.“

„Ja, Kinder haben darf man nich,“ die andern Arbeiter lachten, „dett derfen bloß de Berliner Hauswirte.“

„Möcht mal wissen, wo die selber hergekommen sind, die sind wohl gleich fertig vom Himmel gefallen?“

„Ihre Mutter hat se aus 'n Boom geschnitten, daher de villen groben Knoten.“

Die ganze Gesellschaft lachte, auch die Frau stimmte mit ein.

Ihr Mann schlug mit der Faust auf den Tisch. „Na, wenn uns keiner nich nehmen will, Mutter, denn zieh ich auf Schlafstelle. Du jehst in 'n Dienst und die Kinder schiden wir auf Landarbeit, dann haben de Junkers auch gleich was von.“

„Und de Wirte wer'n de Kinder los.“

„So möchten se's haben,“ sagte der alte Arbeiter mit der Zeitung.

„Ja, so möchten se's haben,“ stimmte der Wirt bei, — dann stand er auf und füllte die Gläser von neuem. —

**Theater.**

**k. Theaterzensur in Frankreich.** Einen merkwürdigen Trick hat der französische Unterrichtsminister in Anwendung gebracht, um dem Odium, das durch das Verbot eines Theaterstücks auf ihn geladen würde, zu entgehen: er verlegt es einfach — auf unbestimmte Zeit! . . . Eine unangenehme Ueberraschung hatte, so erzählt der „Figaro“, soeben der Direktor des Boulevard, Porel. Er legte eben die letzte Hand an die mit großem Aufwand betriebene Inszenierung eines neuen Stücks von Albert Guinon, das den Titel „Décadence“ führt und besonders Mme. Réjane Gelegenheit zu neuen Triumpfen bieten sollte. Er wurde zu der Direktion der Künste gerufen, und dort wurde er im Auftrage des Ministers für den öffentlichen Unterricht ersucht, die Premiere seines neuen Stücks auf unbestimmte Zeit zu „vertagen“. Vor der Einstudierung hatte Porel selbst einige Skrupel gehabt, ob er die Aufführung des Stücks wagen dürfe, und er hatte das Manuskript zu demselben Roujon, der ihm jetzt diese überraschende Eröffnung machte, zur Prüfung gebracht. „In diesem Stück“, hatte dessen Urteil gelaute, „sehe ich nur eins . . . daß der Autor viel Talent hat. Sie können es ohne Besorgnis einstudieren. Wir werden nur hier und da einige Retouches verlangen. . . Das ist alles!“ Als Porel daran erinnerte, meinte Roujon: „Was wollen Sie? Wir erweisen ja immer noch dem Talente M. Guinons alle Ehre, und wir wußten ja, daß Sie das Stück meisterhaft inszenieren würden. Aber der Minister meint, wie ich, daß die Tendenzen des Stücks, die Fragen der Rasse und der Religion, die es aufwirft, selbst die Entwicklung seiner Handlung, in diesem Augenblick kontroversen hervorrufen, sehr unnützliche Polemiken entfachen, vielleicht sogar einige Demonstrationen veranlassen könnten. Glauben Sie mir . . . warten wir einige Monate.“ „Also handelt es sich“, bemerkte Porel, „nicht um ein Verbot, sondern nur um eine Vertagung des Stücks meines Freundes Guinon?“ „Das ist es. Eine einfache Vertagung. . . Sie haben das richtige Wort getroffen: eine einfache Vertagung!“ . . .

**Erziehung und Unterricht.**

— **Schulverhältnisse auf Island.** Der „Voss. Jtg.“ wird aus Kopenhagen geschrieben: Reisende, die Island besuchen, haben schon oft die Wahrnehmung machen können, daß die Landbevölkerung Islands sich durchweg einer guten Bildung erfreut, und doch fehlt es auf dem Lande gänzlich an einem geordneten Schulwesen, da die Bevölkerung sehr zerstreut wohnt. Liegen doch die einzelnen Bauerhöfe und Gehöfte in der Regel 1/3 bis 1/2 Meile von einander entfernt. Die Kinder der Bauern werden denn auch im Hause unterrichtet, und zwar entweder von den Eltern oder von Privatlehrern und Lehrerinnen, die sich auf jedem Hofe 1/2 bis drei Monate aufhalten. Es steht jedem frei, sich einen Lehrer zu nehmen oder nicht, doch haben die Geistlichen die gesetzliche Pflicht, darauf zu sehen, daß die Kinder die vom Gesetz geforderten Kenntnisse erlangen. Andernfalls werden die Kinder auf Veranlassung der Behörden, aber auf Kosten der Eltern, unterrichtet. Diese Maßregel braucht indessen so gut wie gar nicht zur Anwendung zu kommen. Unterricht wird nur in der Zeit vom 1. Oktober bis Mitte Mai erteilt, und die nötige Aufsicht können die Geistlichen dadurch ausüben, daß sie jährlich ein Frühjahrsexamen abhalten. Ferner sind sie verpflichtet, zweimal jährlich überall in ihrem Pastorat Hausbesuche zu machen. Die Ausbildung der Lehrer ist sehr verschieden. Viele bilden sich durch Selbstunterricht aus, andre besuchen Landwirtschaftsschulen, deren es auf Island vier giebt. Zur Ausbildung von Lehrerinnen bestehen drei Frauenschulen. Die Bezahlung der Lehrkräfte ist eine nichts weniger als glänzende, denn ein Privatlehrer erhält wöchentlich 2—3 Kr. und Besoldigung; hierzu kommt noch eine Staatsunterstützung von jährlich 60 bis höchstens 100 Kr. An den Handels- und Fischereiplätzen erreichen die Lehrer bis zu 80 Kr. monatlich. In der schulfreien Zeit müssen sich die Lehrer durch Handel, Ernte-Arbeiten oder andre Thätigkeit ihr Brot erwerben. Trotz dieser eigenartigen Unterrichtsverhältnisse ist unter der Landbevölkerung Islands im Vergleich zu denjenigen anderer Länder ein hohes Maß von Aufklärung vorhanden. Alle Isländer können lesen, die allermeisten auch schreiben, und sie schreiben ihre Muttersprache richtig, obgleich das Isländische große Schwierigkeiten bietet. Bei den Eltern lernen die Kinder alte und neue Gedichte, Sagen und Geschichte. Romanlektüre ist so gut wie unbekannt. Der erwachsene Bauer strebt in der Regel danach, auf eigene Hand seine Kenntnisse zu erweitern, und deshalb sind die isländischen Bauern in Bezug auf Kenntnisse den Landbevölkerungen anderer Länder in der Regel weit voraus. —

**Aus dem Tierreiche.**

— Die Pflanzensäge-Wespe (*Hoplocampa fulvicornis*) zeigt sich im Frühling, wenn die Pflaumenbäume blühen. Das Weibchen dieser Wespenart besitzt an seinem Hinterteil ein ganz kleines verborgenes Stößägeln, welches dem bloßen Auge kaum sichtbar ist. Mit Hilfe dieses Sägleins sägt oder bohrt es in den Fruchtboden der erschlossenen Blüte ein kleines Loch und legt sein Ei hinein. So wandert es von Blüte zu Blüte, um überall dieselbe Arbeit zu verrichten. Nach kaum vierzehn Tagen kriecht die Larve aus, welche sogleich damit beginnt, in das sich entwickelnde Frößtchen hineinzubohren bezw. hineinzufressen. Später erkennt man das Vorhandensein des Schädlings an den kleinen Horz- oder Gummi-

tröpfchen, die an den unreifen angebohrten Früchten sich zeigen. Schneidet man eine solche Pflaume auf, so sehen wir im Innern ein kleines Asterräupchen von fleischroter Farbe mit rundem gellichem Kopf, welches einen wangenartigen Geruch verbreitet. Das zwanzigfäßige Tierchen hat sich in das junge Frößtchen hineingebohrt, um den alsdenn noch weichen Stein zu durchfressen und den Kern zu verpeisen. Die befallenen Früchte sterben ab und fallen zur Erde. Ist das Räupchen ausgewachsen, was nach etwa sechs Wochen der Fall ist, so verkrücht es sich in die Erde. Hier spinn das Insekt sich in einen sogenannten Cocon ein, um darin zu überwintern und sich zu verpuppen. Im Frühling erscheint die Wespe. Das beste Bekämpfungsmittel ist das Abnehmen der befallenen, durch Harztröpfchen sich kennzeichnenden Pflaumen und die Vernichtung derselben. Als Futtermittel können diese Früchte nicht in Betracht kommen; man thut am besten, sie in siedendem Wasser gehörig abzubrühen und dann auf den Düngerhaufen zu werfen. Ein bloßes Wegwerfen der angegriffenen Früchte genügt durchaus nicht, es ist damit gar nichts erreicht. Vielsach hat man auch empfohlen, die Wespen bei trübem Wetter abzuschütteln und abzufangen. Allein ein durchgreifendes Bekämpfungsmittel ist das nicht, weil die Eier möglicherweise bereits abgelegt sind. Immerhin soll von dieser Arbeit nichts weniger als abgeraten werden. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Ueber Reizbewegungen der Pflanzen schreibt Professor Kestler in der „Anschau“ (Frankfurt a. M., Dr. J. H. Weckbold): Eingehende physiologische Versuche haben gelehrt, daß die Pflanzen in demselben Sinne, wie die Tiere, reizbar sind, daß also auch in dieser Hinsicht zwischen Tier und Pflanze kein principieller Unterschied ist. Die Pflanzen führen unter dem Einfluß äußerer Reize, wie Licht, Schwerkraft, Wärme, Feuchtigkeit u. a., gewisse Bewegungen aus, welche im Gegensatz zu den Reizbewegungen der Tiere in der Regel sehr langsam vor sich gehen, so daß Ursache und Wirkung nur für den aufmerksamen Beobachter verständlich sind. Eine am Fenster stehende, bedärrerte Pflanze richtet unter dem Einfluß des Lichts alle Blatteile gegen die Lichtquelle zu und stellt die Blätter so, daß ihre Breitseite den einfallenden Strahlen zugelehrt ist. Eine horizontal liegende Wurzel krümmt sich unter dem Reize der Schwerkraft so, daß die Spitze derselben gegen die Erde gelehrt ist. Die entgegengesetzte Bewegung führt unter demselben Reize ein horizontal liegender Sproß aus, er richtet sein fortwachsendes Ende vertikal nach aufwärts. In den letzten Jahren hat man sich vielsach mit der Frage beschäftigt, ob die betreffenden Pflanzenorgane — Wurzel, Stengel — in ihrer ganzen Ausdehnung für den betreffenden Reiz empfindlich sind, oder ob nur ganz bestimmte Stellen, etwa vergleichbar mit den Sinnesorganen der höheren Tiere für den betreffenden Reiz empfänglich sind und andre entferntere Stellen der Organe zu Bewegungen veranlassen. In diesem Fall müßte eine Reizleitung, ähnlich den Nervensträngen, von der reizbaren Stelle zu jenem die Bewegung ausführenden Teil des Pflanzenorgans vorhanden sein.

Was nun den Lichtreiz und die durch denselben veranlaßten Bewegungen anbelangt, so hat schon Darwin in seinem Werk „Das Bewegungsvermögen der Pflanzen“ die interessante Beobachtung mitgeteilt, daß die Empfindlichkeit in den Organen gewisser Keimlinge lokalisiert sei. Er gebrachte für seine Versuche hauptsächlich Keimlinge des bekannten Glanzgrases (*Phalaris canariensis*). Bei einseitiger Beleuchtung krümmt sich der Keimlappen gegen das Licht zu. Wird aber die Spitze des Keimlappens mit einem undurchsichtigen Ueberzug versehen, etwa mit einer Stanioklappe, so bleibt derselbe trotz des einseitigen Lichtreizes gerade. Darwin kam zu der Folgerung, daß die Spitze des Graskeimlappens den Reiz aufnimmt und zu entfernteren Stellen derselben leitet, wo dann die Krümmung stattfindet. Dieser untere, gekrümmte Teil ist für einen Lichtreiz unempfindlich. Rothert, der seiner Zeit diese Versuche wiederholt und vielsach ergänzt hat, konnte im allgemeinen die Resultate Darwins bestätigen; nur fand er, daß auch der unter der Spitze des Keimlappens liegende Teil für Licht reizbar ist, aber bedeutend schwächer. Er führte den sicheren Beweis, daß eine Fortpflanzung des Lichtreizes in bestimmten Gewebepartien von der Spitze des Keimlappens zu jener Stelle stattfindet, wo die Krümmung ausgeführt wird. —

**Humoristisches.**

— Fatal. Duraudienner: „Herr Rat, heut hat einer hertelephontiert — jekt weß i' nimmer, wie er g'beßten hat — Sie möchten heut' abend in's — Ding's komma — jessas, jekt hab' i' böß an' vergesse!“ —

— Bei guter Laune. Meteorologe (nach Tisch): „Famos gepfeift! . . . Famoses Cigarrchen das! . . . Na, werden wir halt einmal für Mitteleuropa wollenloses Wetter prophezeien!“ —

— Aus einem Plaidoyer. . . . Wenn auch die Schriftzüge unverkennbar auf eine Damenhandchrift hindeuten, so bleibe ich democh dabei, daß ein Mann den Brief geschrieben hat . . . Oder glauben Sie vielleicht, meine Herren, daß sich je eine Dame unterzeichnet: Eine alte Aboumentin?“ —

(L. Flieg. M.)